

Wandlungen Gießener Lebens in 7 Jahrhunderten.

Von K. Glöckner.

Den Bauern der Gemeinde Selters, die ums Jahr 1100 von ihrem Dorfe über dem heutigen Postamt ins Land schauten, bot sich eine prächtige Aussicht: Von Dutenhofen im Süden bis zum bewaldeten Rodberg im Norden, von den kleinen Wäldern im Westen auf der Hard bis zu dem mächtigen Wiesecker Forstgebiet, das von Wieseck bis an den Nahrungsberg, den Aulweg und südöstlich bis zum Limes reichte, erstreckte sich ein gewaltiges Meer grüner Wiesen. Es war bestanden von einzelnen Baumgruppen, unterbrochen nur von Wasserlachen, Morast und den „Gießen“, wie man die Bachläufe der Wieseck nannte; nur an den Rändern war das Gelände benützt als Wies- und Weideland der Gemeinden Selters, Kroppach (rechts der Straße nach dem Windhof), Achstadt (westlich am Rodberg) und Wieseck; im übrigen aber war es Ödland, das als Eigentum des Landesherrn galt. Hier hatte die Rodung und Kolonisationsarbeit des Mittelalters Halt gemacht, auch der Verkehr mied die feuchte, oft Überschwemmungen ausgesetzte Niederung. Der Süd-Nordverkehr aus der Wetterau nach nach Niederhessen suchte sich zwischen dem Dünsberg im Westen und den Wäldern des Vogelsberges im Osten drei Hauptdurchgangsstellen: über Grünberg, über Großenbuseck — Allendorf — Nordeck und, westlich der Lahn, über den Fuß des Gleibergs und den Krofdorfer Forst. Diese Straßen waren für die Landgrafen von Thüringen und Hessen von größter Wichtigkeit in ihrem Kampfe um die niederhessischen Gebiete, auf die das Erzstift Mainz alte Ansprüche erhob. Im 12. Jahrhundert sperrte der Landgraf die Grünberger Straße durch die Erbauung der Burg Grünberg (1187); er beherrschte auch den mittleren Durchgang mit Hilfe der schon früh von ihm abhängigen Burg Nordeck. Für Mainz blieb also

am Ende des 12. Jahrhunderts nur noch die westliche Straße offen, da die Grafen von Gleiberg in guten Beziehungen zum Erzbischof-Kanzler standen.

Allerdings bedeutete diese Straße für den, der vom Süden kommend nach Amöneburg wollte, einen Umweg und doppelten Übergang über die Lahn; es konnte nicht ausbleiben, daß auch der seit Barbarossas Tagen ansteigende Handel nach einem kürzeren und bequemerem Weg durch die Wieseckniederung bei den Gießen suchte. Darum wurde hier die Wasserburg Gießen gebaut und der Wiesecklauf zum Burggraben geregelt; nunmehr konnte über die Zufahrtwege zur Burg auch der Wagen des Kaufmanns die Niederung passieren. Im Jahr 1197 hören wir zuerst von dieser Burg, als sich Gräfin Salome von Gleiberg nach Gießen benennt, wo sie offenbar ihren Witwensitz hatte. Unter der Herrschaft ihrer Erben, der selten auf Gießen weilenden Pfalzgrafen von Tübingen, entwickelt sich die Stadtgemeinde, deren Anfänge uns in der Urkunde von 1248 begegnen, die den Anlaß zu unserem Stadtjubiläum bietet: Der Schultheiß des Pfalzgrafen, die Schöffen und alle Burgenses zu Gießen stellen im Gerichte vor ihrer Kapelle eine Urkunde aus über Güter zu Steinbach. Weder die Stadt als solche noch der Bürgermeister werden genannt, der Schultheiß ist Beamter, die Schöffen sind die Burgmannen des Pfalzgrafen, dessen Förster und Münzer sich ihnen anschließen; auch das Siegel ist pfalzgräflich: man versteht es also, daß bei der Gründung des Rheinischen Städtebundes im Jahr 1255 Gießen neben Wetzlar und Grünberg noch nicht genannt wird. Aber die Bürger sind schon 1248 da, und wenn auch, wie in anderen Kleinstädten unseres Landes, die Organe der Selbstverwaltung, Bürgermeister und Rat, erst im 14. Jahrhundert auftreten, so sitzt doch schon 1255 ein „Heinrich genannt Schmied“ neben dem Burgmannen unter den Schöffen des Gerichts, die zunächst auch für die Gemeindeangelegenheiten zuständig waren.

Das kaufmännische Patriziat, das sonst zumeist die Stadt und den Rat bestimmt, fehlt bei uns. Denn Gießen war kein Handelsplatz; sein Markt ist im Vergleich zu dem Butzbacher, Grünberger oder Friedberger sehr schmal, er dient nur dem örtlichen Bedarf;

die Nord-Südstraße windet sich durch Engpässe, die — mehr noch als die Burg — Verkehrssperren sind; die Sackgassen sind überaus zahlreich. Immerhin aber gibt es schon 1280 ein Hospicium publicum, und der Stand der Fuhrleute wird im 16. Jahrhundert vom Landgrafen neben den Bauern und Webern als der wichtigste bezeichnet. Auch das Gewerbe ist lange Zeit unbedeutend. Es ist kein bloßer Zufall der Überlieferung, wenn die Zünfte erst im späten Mittelalter erscheinen; die nach den Walkern und den Löhern benannte Wolken- und Löwengasse gehören zur spätmittelalterlichen Stadterweiterung. Erst damals begann der Aufschwung der Gießener Wollweberei. Gewiß war das Handwerk von Anfang an da, aber der wichtigste Nahrungsweig war und blieb bis ins 19. Jahrhundert die Landwirtschaft, wie denn auch die „Kühgasse“ (heute Marktstraße und Wettergasse) zur ältesten Stadtanlage rechnet.

Im Gegensatz zu vielen anderen jüngeren Städten, z. B. Friedberg, hat daher Gießen eine außergewöhnlich große Gemarkung mit interessanter Geschichte. Die landwirtschaftlich nicht benützte Niederung gehörte, ebenso wie der Wiesecker Wald im Osten, dem Grafen. Er stellte nicht nur den Boden für die Siedlung, sondern auch das erste Ackerland zur Verfügung, vor allem den ältesten Teil der Gemarkung, das Alte Feld, das in dem Wiesecker Wald gerodet wurde. Drei Nachbarsiedlungen gingen mitsamt ihren Gemarkungen in Gießen auf: schon im Mittelalter Achstadt und Kroppach, etwas später Selters. Die Einwohner wurden in Gießen frei, betrieben aber ihre Landwirtschaft auf ihren Feldern weiter. Die weit auseinanderliegenden Flurteile im Norden, Westen und Süden wurden durch Urbarmachung der Talaue miteinander verbunden und durch Rodung im Wiesecker Walde nach Osten erweitert. So ist die älteste Geschichte Gießens ein Abschnitt der mittelalterlichen Innenkolonisation.

Von Anfang an hatte Gießen militärische Bedeutung, für Mainz, gegen Hessen. Kein Wunder, daß auch hier der Landgraf rasch zupackt, indem er 1265 die Stadt von dem Tübinger Pfalzgrafen erwirbt. Zwar versuchte dann Mainz wiederholt, die Stadt mit Gewalt zu nehmen. Die vorübergehende Eroberung Gießens durch

kurfürstliche Truppen beantwortete der Landgraf mit der Befestigung der Stadt, bei der bereits 1325 eine Neustadt zu gleichem Recht entstanden war. Gleichzeitig erbaute er ein neues landesherrliches Schloß, das einen Eckpfeiler des Mauerringes bildete und den Übergang der ersten Burganlage hinter der Stadtkirche in die Hände der Burgmannen beschleunigte. Dies neue Schloß entstand um 1330, diente dem Landgrafen gelegentlich als Residenz, später als Regierungsgebäude und ist für uns das sogenannte „Alte Schloß“ geworden.

Zweihundert Jahre später erweiterte Philipp der Großmütige die Stadt Gießen als den wichtigsten Vorposten Hessens gegen Süden zu einer Festung und baute sich in dem landgräflichen Nordostviertel eine schlichte, doch ungemein malerische Residenz, das „Neue Schloß“ (1530). Die heutige „Neustadt“, der Seltersweg, die Walltorstraße wurden in den Bereich der Wälle einbezogen, die auf dem Boden der jetzigen Anlagen die Stadt umgaben und später (bis 1750) mit Schanz- und Mauerwerk gemäß der französischen Festungsbaukunst erweitert wurden. Auch das stattlichste Gebäude Altgießens war militärischer Art: das Zeughaus von 1586, in dessen mächtiger Halle die hessische Artillerie ihren Standort hatte.

Die kirchlichen Bauten Gießens sind unbedeutend. Die 1248 erwähnte Pankratiuskapelle war ein Filial der Pfarrei Selters; doch wird der dortige Pfarrer wie mancher Bauer bald seinen Wohnsitz nach Gießen verlegt haben, sodaß man frühzeitig von einer Pfarrei Gießen sprach. Für ein Kloster war in der engen Stadt kein Raum, auch das Spital fand erst auf später bebautem Boden, am Eingang des Seltersweges, seinen Platz.

Der Aufschwung, den die deutschen Städte im 15. Jahrhundert nahmen, ist auch in Gießen deutlich spürbar: Aus dieser Zeit stammen der stattliche, wenn auch im Stile der oberhessischen Dorfkirchen gehaltene Kirchturm, das alte Rathaus, der Burgmannenbau Leib und einzelne Bürgerhäuser (Doppelhaus Bette). Damals erhielt die Stadt auch ihre Schule, in deren Oberklasse bald auch Latein gelehrt wurde, wie das in den Schulen von Laubach, Butzbach und Nidda der Fall war.

Unter den Scholaren Butzbachs treffen wir auch Daniel Greser, den nachmaligen ersten Gießener evangelischen Pfarrer, dessen Selbstbiographie ein überaus farbenfrisches Zeitbild gibt. Daniel war 1504 in Weilburg geboren und wurde im Hause seines geistlichen Onkels, Stiftsherrn der Weilburger Kirche, erzogen, der natürlich aus dem Neffen einen Geistlichen machen wollte. Der Knabe wurde auf die Lateinschule nach Butzbach geschickt und war da nicht wenig stolz darauf, daß sein Rektor Briefe mit dem berühmten Erasmus wechselte. An der Kasseler Schule drang er tiefer in die lateinische Grammatik, dann trieb er Griechisch in Gotha und an der Hochschule in Erfurt, studierte von den Einkünften einer Weilburger Kirchenpfründe Theologie in Mainz und hielt seine erste Messe in seiner Vaterstadt. Er war kleiner Dorfpfarrer, als er mit der Reformation bekannt wurde. Zu neuem theologischem Studium bezog er die 1527 gegründete protestantische Universität Marburg, wo er bald auch predigte und Vorlesungen hielt. Von hier wurde er 1532 auf die Pfarrei Gießen berufen.

Der Übergang zum evangelischen Bekenntnis vollzog sich in Gießen reibungslos; Greser war vollkommen frei von der theologischen Streitlust jener Tage; sein Ernst und seine patriarchalische Beschaulichkeit übt noch heute starke Anziehungskraft aus.

In jener sozial und religiös tief erregten Zeit schlugen wohl auch die gelassenen Gießener einmal über die Stränge: auch hier wurde wie sonst in Hessen eine Art Konzil eingerichtet aus den Gemeindeältesten, welche die Sittenpolizei ausübten und deren Strafgewalt bis zum Ausschluß aus der Gemeinde gehen sollte, eine Strafe, die aber gottlob nicht verhängt zu werden brauchte. Das Pfarramt in Gießen brachte auch andere Sorgen. Wir hören, „wie Gießen selten ohne Pestilenz ist, weil die Landstraße dadurch nach Frankfurt geht, und aus Reußen und Preußen und allen Landen die Frankfurter Meß besucht wird.“ Geht der Pfarrer dann zu den Kranken, um sie zu trösten, so braucht er sein „electuarium“ (Latwerg), das er sich selbst bereitet, nimmt ein Stück Angelica (Aromatische Engelwurz) in den Mund, „schmirete auch den ober Knebelbart mit Essige, daß ich denselben zu mir schnupper . . . auch

nam ich ein Schwemlin in Essig getunkt in die Hand, daß ich bey den Kranken daran richen kunte.“ Im Jahre 1542 folgte Greser einem Rufe des Herzogs Moritz von Sachsen als Hofprediger nach Dresden, „wiewohl ich von Gießen nicht gern bin abgezogen, sintemal ich allda nicht allein eine gute Besoldung gehabt und in ziemlichem guten Vorrat gesessen bin, welchen ich samt meinem eigenen Hause, Äcker, Wiesen, Gärten, auch Vieh und mancherley Hausrat mit Schaden habe gelösen müssen, da ich besser als hier in Dresden habe auskommen können; sondern bin gewißlichen allda auch lieb und wert gehalten gewesen und haben mich die zu Gießen nicht gern verloren. Jedoch, als ich gespüret, daß es Gottes Wille also, hab ich dem Befehl des Landgrafen gehorchen müssen und bin also im Namen Gottes gen Dresden kommen.“ — Zwischen den Zeilen von Gresers Bericht erkennt man deutlich, daß die mittelalterliche Lebensform auch über das 16. Jahrhundert hinaus in Gießen weiterbesteht. Auch als 1607 Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt die Universität als neues Bollwerk der Lehre Luthers gründet, sozusagen als Ersatz für das reformiert gewordene Marburg, war Gießen noch eine kleine mittelalterliche Landstadt mit etwa 3000 Einwohnern.

Nun aber sollte Gießen im Ernste zur Stadt werden. Zwischen dem alten und dem neuen Schloß baute der Landgraf die Universität, nicht schöner, aber stattlicher als die beiden Schloßbauten waren. Für die Vorschule der Universität entstand der mächtige Fachwerkbau des Pädagogs, das den Vergleich mit dem Marburger nicht zu scheuen brauchte; als vornehmes städtisches Viertel wurden auf landesherrlichem Boden die Neuen Bäume angelegt, die als Wohnviertel der Professoren geplant waren. Auch in der Stadt erhoben sich nun hübsche Bürgerhäuser im ländlichen Fachwerk, so im besonderen die alte Hirschapotheke am Markt. Gießen war damals auf dem Wege, die Stadt des stil- und charaktervollen Fachwerkbauens zu werden, wenn nicht manchem Bürger unsres bescheidenen Städtchens der Kredit ausgegangen und der Aufschwung im 30jährigen Kriege vernichtet worden wäre.

Mit der Universität kommen neue Menschen, Professoren und Studenten, die zusammen vor dem Kriege wohl über 300, also 10%

der Bevölkerung, ausmachen. Sie bringen eine neue Welt mit sich, die durch ihr akademisches Standesbewußtsein, eigenes Gericht und Privilegien sich abseits des kleinbürgerlichen Lebens stellt. Dem ländlichen Genius Loci können freilich auch die Professoren sich nicht entziehen: Sie haben teil an der Gemeindejagd, dem Gemeindewald und -land, und ihre Kühe und Schweine weiden mit denen der Bürger am Gemeindewald, dem „Trieb“.

Im Gefolge der Universität kommen die Buchdrucker nach Gießen; 1605, im Gründungsjahr des Gymnasiums, beginnt N. Hempel, 1607 Chemlin zu drucken; beide Häuser vereinigen sich später und bestehen, wenn auch unter wechselnden Besitzern und Namen, bis zur Gegenwart. Auch eine unserer mechanischen Werkstätten kann ihren Ursprung bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts zurückdatieren. Mit der hohen Ziffer der Gießener Brauereien belasten wir das gemeinsame Konto der Studenten, Fuhrleute und — wegen des ungesunden Trinkwassers — der Gesundheitspolizei.

Die innere Entwicklung der Universität soll hier nicht erörtert werden. Nur die Aufklärung, deren Wirkung auch auf das Leben der Stadt ausstrahlte, darf nicht übergangen werden. Sie brachte 1750 die erste Zeitung nach Gießen, das „Gießener Wochenblatt“, das 1790, also am Beginn der Französischen Revolution, zu einem „Intelligenzblatt“ aufrückte, dann (1800) am Anfang der napoleonischen Zeit, zu einem schlichten „Anzeigungsblatt“ wurde, aus dem nach den Befreiungskriegen der täglich erscheinende „Gießener Anzeiger“ erwuchs.

Mit der Aufklärung weht frischer Wind ins Studentendorf und fegte es aus. Humorvoll milde ist Frau Ajas Kritik in dem Briefe an Max Klinger, den in Gießen studierenden Freund ihres Sohnes: „Leben Sie wohl, so wohl es sich in Gießen leben läßt. Ich meine immer, es wäre von euch Dichter eine Kleinigkeit, alle, auch die schlechtesten Orte zu idealisieren; könnt ihr aus nichts etwas machen, so müßte es doch mit dem Sei-bei-uns zugehen, wenn aus Gießen nicht eine Feenstadt zu machen wäre.“ Ob Frau Aja Gießen unter die schlechtesten Orte rechnet, wo man zum Aufbau den Leibhaftigen braucht? Kennen mußte sie es durch ihren Gat-

ten, der dort promoviert hatte, und durch ihren Sohn, der bekanntlich in seinen Wetzlarer Tagen nach Gießen zu seinem Freunde Höpfner herüberkam. Aber es ist keineswegs sicher, ob sie es wirklich so meinte. Ganz unzweideutig urteilt C. F. Bahrdt, der durch seine radikale Theologie und sein untheologisches Leben es zur Berühmtheit brachte: „Gießen ist ein kleines Städtchen mit noch nicht einem Dutzend moderner Häuser; auf den Gassen liegt Schmutz, vor den Häusern der Misthaufen, keine Straße ist gerade; die Wälle, die man demolieren sollte, sind höher als die Häuser.“ Doch können wir Bahrdt nicht einmal als voreingenommen abtun; er lobt auch das Gießener Leben, das ihm in guter Erinnerung blieb wie so vielen akademischen Lehrern, die von größerer Wirkungsstätte aus gern an ihre Gießener Jahre zurückdenken: „Der Gießner Ton war wirklich tadellos. Man lebte nicht bigott, aber man war auch durchaus von Frechheit entfernt . . . Mit einem Wort, es herrschte in Gießen wahre Sittsamkeit, bei einem wahren und munteren Umgang.“ Nur zu einmütig ist das Urteil über die Studenten, und Goethe ist noch milde, wenn er äußert, er habe sie wohl für seine Fastnachtsspiele brauchen können; seinem herben Freunde Merck aber „verdarb ihr Anblick bei Tage und des Nachts ihr Gebrüll jede Art von gutem Humor.“ Immerhin darf Gießen sich damit trösten, daß es anderswo fast genau so zugeht. Erst als die Ideale Fichtes, der Romantik und der Burschenschaft von der Jugend Besitz ergriffen, kam der Umschwung, und die Gießener Studenten, zumal der Kreis der „Unbedingten“ um Karl Follen, haben mit diesen Idealen die sittliche Erneuerung in einem beinahe tragischen Ernste begonnen, von dem der Gießener „Ehrenspiegel“ und die bitteren Schicksale der Bewegung ein deutliches Zeugnis ablegen.

Es ist üblich, die Rheinbundszeit als Zeit des Niedergangs zu schelten. Das war sie für Hessen, für Gießen im besonderen, durchaus nicht. Sie legt hier die baufällige Pankratiuskirche nieder, sie sprengt endlich die Wälle; die Stadt entdeckt, daß sie an der Lahn liegt, der vordere breite Abschnitt des Seltersweges wird bebaut, der äußere Teil der Neustadt und der Walltorstraße folgen. Die ehemaligen festen Tore wandeln sich zu geschmackvollen Tor-

häuschen, in denen man den städtischen Oktroizoll erhebt. Die aus dem Abbruch gewonnenen Steine werden verwandt zu dem Bau einer Frauenklinik in der Senckenbergstraße, der sogenannten Accouchieranstalt, in die später das Landwirtschaftliche Institut zog; aus demselben Baumaterial entsteht später die Stadtkirche (1826) mit ihrem würdigen, in klassischen Formen gehaltenen Innenraum und die Alte Kaserne in der Liebigstraße (1819-1821), die aber nur wenige Jahre militärischen Zwecken dient, bis das Regiment wegen schwerer Reibereien mit den Studenten nach Worms verlegt wird. Diese Kaserne wird dann zur unerfreulichen Unterkunft für das „Akademische Krankenhaus“, also die Universitätskliniken, später für eine bunte Reihe von Behörden und Schulen. Eines der sie flankierenden Wachhäuschen hat es zum Weltruhm gebracht, indem Liebig es als sein Laboratorium einrichtete. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstehen entlang der „Chaussee“, der heutigen Frankfurter Straße, eine Anzahl von Privathäusern, deren gelehrte Bewohner (Liebig, C. A. Credner, R. v. Jhering u. a.) sich am ländlichen Idyll ihrer Gärten und dem herrlichen Ausblick ins Lahntal erfreuen konnten, den die spätere Bebauung uns völlig genommen hat. Auch die benachbarte katholische Kirche (1840) und das Zollamt (1834 zuerst Gefängnis) gehören noch dieser Baugruppe an; nur wenig jünger (1845) ist das leicht gotisierende Anatomische Institut, dem 1863 das anspruchsvoller auftretende Postamt sich wenigstens anzugleichen sucht.

Schon vor der Rheinbundszeit war die alte Gießener Weberei zurückgegangen; dem Webstuhl ist daher, trotz einzelner Versuche, in Gießen die Webmaschine nicht nachgefolgt, wie das in Alsfeld oder Schlitz geschah. Die Wirtschaftspolitik der Nachbarstaaten führte jedoch die Tabakfabrikation nach Gießen, wohin Georg Wilhelm Gail 1812 seinen Betrieb verlegte, als ihm das Nassauische Staatsmonopol die Arbeit in Dillenburg unmöglich machte. Seinem Beispiel folgten bald G. H. Schirmer, J. B. Noll und mehrere andere. Damals machte ein unternehmungslustiger Handwerker auch den ersten Versuch mit der Verwertung der Tonlager, scheiterte dabei und hinterließ die Fortführung dieser Aufgabe der Firma Gail.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollendet sich mit dem Ausbau des Verkehrsnetzes der Übergang Gießens von der Land- zur Gewerbestadt, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begonnen hatte. Das Gaswerk wird 1856 durch die bekannte Augsburger Firma Riedinger nach den Plänen eines englischen Ingenieurs errichtet. Aus kleinen Betrieben erwuchs, gleichfalls zunächst unter englischer Leitung seit 1860 das Braunsteinbergwerk zu einem Großunternehmen (Fernie und Co., später Krupp). 1875 wurde am Endpunkt der Lahnkanalisation (bei der späteren Margaretenhütte) ein Hochofen angeblasen, 1876 eröffnete Heyligenstaedt seine Metallwarenfabrik, etwas später entwickelte H. Schaffstaedt, der in Gießen als Schlosser begonnen hatte, sein Werk zu europäischer Bedeutung. Zahlreiche andere handwerkliche Betriebe wurden zu industriellen Unternehmungen, die Tabak- und Zigarrenindustrie breitete sich von Gießen auch über die ländliche Umgebung aus. Große Viehmärkte zeigten Gießen als Mittelpunkt auch für die Landwirtschaft.

Nach der Jahrhundertwende verlangsamte sich das Tempo; immerhin entstehen noch 1909 und 1911 die beiden großen Werke von Bänninger und Poppe. Andererseits aber verlor die Zigarrenindustrie den amerikanischen Markt, der Hochofen der Margaretenhütte erlosch und das erschöpfte Bergwerk schrumpfte zusammen.

Alt-Gießen modernisierte sich: Auf dem Gelände der Wälle wurden nach 1870 die Anlagen um die Stadt geführt, aus dem „Reichen Sand“ wurde die Bahnhofstraße, die den malerischen Felsenkeller beiseiteschob, um hinauf zum Bahnhof zu gelangen; und wenn die neue Plockstraße auch etwas kurz geriet, so ward die Ludwigstraße dafür um so länger. Sie wurde die Hauptachse des Stadtteils, der östlich der Anlage mit dem neuen Vorlesungsgebäude als Mittelpunkt seit 1880 entstand, geradlinig, nüchtern, unpersönlich (trotz ihrer Einzelhäuser) und anspruchsvoll, wie jene Zeit es liebte. Die Stadtverwaltung baute 1883 das Wasserkwerk, 1900 das Elektrizitätswerk, 1906 die Kanalisierung, 1909 die elektrische Straßenbahn.

In den nach 1900 angelegten Stadtteilen wandelt sich das Straßenbild: In der Nord- und Ostanlage, der Moltkestraße, am Nahrungsberg, in der Wilhelm- und Liebigstraße herrscht das mittelgroße Einzelhaus; es hat seinen Vorgarten, strebt nach künstlerischer Form, die freilich noch kostspielig und dem Wohlhabenden vorbehalten ist. Erlesener Geschmack und Zweckmäßigkeit verbinden sich in den Bauten der Universitätsbibliothek (1904) und des Theaters (1907). Bald folgen auch die Kliniken im Südviertel, die um 1880 mit betonter Nüchternheit begonnen hatten, dem guten Beispiel nach. Die Jahre nach dem ersten Weltkrieg zwingen zur Sparsamkeit, fördern den Ein- und Zweifamilienbau, an dem sich sowohl private Baugenossenschaften wie die Stadt auf ihrem weitschauend erworbenen Grundbesitz beteiligen. Allenthalben stehen die schmucken Häuser dieser Bauperiode, im Süden und besonders auch im Osten zu freundlichen Gruppen vereint.

Schon vor dem Aufschwung des modernen Gewerbes hatte die Rheinbundszeit aus militärischen Gründen die Wege verbessert. Die neuen Straßen bevorzugten nun endgültig die Täler und strecken sich gerade. Auf manchem alten Wege wurde es bald vollends still — am Alten Steinbacher, Rödger, Wetzlarer, Marburger Weg, am Napoleonsstock bei Oberkleen und an der Straße durch den Krofdorfer Wald. Als erste Linie wurde nach dem Muster der Straßen Napoleons die „Chaussee“, der alte Nord-Südweg, ausgebaut; ihr folgte in den dreißiger Jahren die Grünberger, später die Wetzlarer Chaussee: so modernisierte sich das alte Verkehrskreuz, in dessen Schnittpunkt Gießen liegt. Für die Gießener Poststation wurde in der Walltorstraße (Nr. 48) die weitläufige Alte Post errichtet, der mancher illustre Gast eine gute Erinnerung bewahrte, auch wenn ihn dort nur der Zufall festgehalten hatte.

Der Straße folgte die Bahn, und zwar wiederum die Nord-Südlinie als erste. Sie kam von Kassel, hatte 1849 am Oswaldsgarten ihren Haltepunkt, verlegte ihn aber an die Liebigstraße, und schloß bald mit ihrem Bahndamm den kaum freigegebenen Blick in das Lahntal wieder ab. Nach 1900 wanderte der Bahnhof noch etwas weiter südlich; der sonnige, weit in die Ferne schauende Westhang, von dem einst das Dorf Selters hinab auf die Lahn

schaute, verbreiterte sich nun zu dem rauchenden und lärmenden Bahngelände, das von der alten Schönheit nur noch einzelne, fast in „Marokko“ gelegene Reste bewahrt hat (an der „Lahnlust“). Sehr früh sucht Gießen Anschluß an die Industrie des Rhein- und Ruhrgebietes: 1860 wird die Stadt von der Lahnkanalisation erreicht, die heute mit der Auffüllung ihrer schmalen Schleußen in Wetzlar ein klangloses Ende gefunden hat, nachdem die Gießener sie schon längst vergessen hatten. Weit wichtiger als diese schon von Anfang an veraltete Strecke wurde die 1866 eröffnete Bahnlinie Gießen—Wetzlar—Köln; sie ist die Nachfolgerin der mittelalterlichen Höhenstraße Wetzlar—Köln, so wie die Koblenzer Linie die ins straßenarme Lahntal umgelegte alte Hessenstraße vom Rhein nach Thüringen darstellt. Deren Fortsetzung über Gießen hinaus nach Osten wurde aber nicht die Eisenbahn Gießen—Alsfeld, die bei dieser Stadt nach Fulda als ihrem lokalen Ziele sich hinwendet, sondern die Autobahn, die über Alsfeld hinaus ostwärts bis in die Nähe Hersfelds führt, wo die Abzweigung nach Thüringen geplant war. Die südliche Randbahn des Vogelsbergs nach Gelnhausen ist nicht die einst projektierte Verbindungslinie Bayerns mit dem Industriegebiet geworden, weil die Anschlußlinie durch den Spessart nicht zustande kam. Seit 1885 ist unser Bahnnetz ausgebaut; als Nachzügler kommt 1898 noch das Bieberlieschen dazu.

Die Hochschule machte das Wachstum der Stadt mit und förderte es: sie zieht vom Brandplatz nach der Liebig- und Ludwigstraße und gestaltet seit 1880 das ganze Südviertel neu. Sie befruchtet das wirtschaftliche Leben der Stadt, aber auch die Stadt bringt für ihre Universität bedeutende materielle Opfer. Sie betrachtet die Hochschule als ein Stück von sich selbst; sie feiert ihre Feste mit und nimmt teil an ihrem geistigen Schaffen. Die alte Kluft zwischen Bürgern und Gelehrten schließt sich. Industrie und selbst manches kleinere Gewerbe setzt nicht nur Geld, sondern vor allem den Geist voraus; andererseits nähert sich die Wissenschaft dem praktischen Leben. Gerade die Gießener Hochschule war auf diesem Wege schon vorangegangen: sie hatte schon 1777 eine Ökonomische Fakultät für Staats- und Forstwirtschaft, Tech-

nik und Landbau; 1828 nahm sie die Veterinärmedizin, 1831 die Forstwissenschaft in ihre Fächer auf, seit 1837 war sie zugleich technische Hochschule, und Liebig's Arbeit wurde eine mächtige Brücke zwischen Wissenschaft und Leben. Gleichzeitig regte sich der politische Sinn. Der führende Nationalökonom der Hochschule, Crome (1787—1831) wollte mit Hilfe des Rheinbundes die Kleinstaaterie überwinden, strebte nach der deutsch-französischen Verständigung, und der leidenschaftliche Patriotismus der Befreiungskriege setzte sich in Gießen nur langsam durch. Die Gießener Burschenschaft, zumal die Gruppe um K. Follen, betonte neben ihrer teutschen auch ihre demokratische Gesinnung, in der sich Bürger und Studentenschaft zusammenfanden. So spielte denn Gießen auch 1848 unter dem Einfluß von Männern wie Carl Vogt, dem „roten“ August Becker, den Brüdern Georg, Ludw. und Alex. Büchner eine führende Rolle in der demokratischen Bewegung; auch der Gefreite Justus Liebig hat damals in der Bürgergarde mit-exerziert. Im Geiste solcher Gesinnung ist W. Liebknecht (geb. 1826 in Gießen) aufgewachsen, der allerdings 1848 im badischen Aufstand schon zur Waffe griff. Darin folgten ihm die Gießener nicht; bei aller Freiheitsliebe sind sie zu sachlich, um sich für Extreme zu erwärmen. Ein solches Extrem war für viele auch Bismarck und seine preußische Expansionspolitik. Die Kleindeutschen waren im Großgewerbe und wie an allen Universitäten, so auch an der Gießener vertreten. Im ganzen aber war die Bevölkerung froh, der drohenden preußischen Annexion zu entgehen und bewahrte bei aller Freude über das neue Reich doch das Bewußtsein ihrer Eigenart. Das Leben war hier freier und menschlich wärmer als etwas weiter nördlich. Das spiegelte sich vielfältig im kleinen wieder, etwa in der feinen Szene, in der H. F. Klein den Besuch des ersten preußischen Leutnants im Lotzekasten oder Agnes von Zahn-Harnack das Leben ihres Vaters in Gießen schildert (Gießen 1248—1948, S. 141 ff.). Es zeigte sich vor allem aber auch in dem gesamten Leben unserer Hochschule, die in der Zeit, da der Staat seinen Einfluß auf das geistige Leben verstärkte, sich als eine freie Republik der Gelehrten behauptete und damit man-

chen bedeutenden Gelehrten hier einführte und festhielt, dessen wissenschaftliche Überzeugung anderswo Bedenken erregte.

Allenthalben in der Öffentlichkeit arbeiteten Gelehrte und Bürger zusammen in der Förderung des geistigen Lebens; im Oberhessischen Geschichtsverein, in den Vereinigungen für Natur- und Heilkunde, für Erd- und Völkerkunde, in der Lesehalle, in der Volkshochschule, in freien Vortragsreihen, im Theaterverein, der dem Stadttheater voraufragte und es mitbegründete, in dem jungen Kunst- und in dem alten Konzertverein von 1792, der sich rühmen darf, den großen Juristen Jhering als Vorsitzenden gehabt zu haben.

Der erste Weltkrieg hat die materielle und geistige Blüte der Stadt Gießen nur vorübergehend unterbrochen. Seit 1925 fühlten wir einen neuen, starken Auftrieb, von dessen Höhepunkt 1928 Professor Dr. L. Rosenbergs schöne Monographie der Stadt und Universität Gießen mit berechtigter Befriedigung in die Vergangenheit und mit Zuversicht in die Zukunft schaut.

Dann vernichtete die Politik, was Klugheit und Fleiß in Jahrhunderten geschaffen hatten. Die Katastrophe hat Gießen doppelt hart betroffen, materiell und geistig. Die Preisgabe der Universität, der Verlust der Bibliothek, das bittere Schicksal geretteter Bücherbestände hat vielen von uns schwereres Leid zugefügt als der Brand der Stadt; wir können nicht verschweigen, daß mitschuldig an dem jähen Tode Professor A. Götzes die rücksichtslose Entführung seiner Seminarbibliothek gewesen ist.

Gießen wird nie aufhören, seiner Universität nachzutruern, und nur eines kann diese Trauer mildern: der großzügige Ausbau der Justus-Liebig-Hochschule und der Medizinischen Akademie zu Forschungsstätten, die Wege weisen bei der ungeheuren Aufgabe, unseren Boden zu erschließen und uns Ernährung, Leben und Gesundheit zu sichern.

Lassen Sie uns aber auch nicht vergessen, daß die Katastrophe unserer Stadt das nicht hat nehmen können, worauf von Anbeginn ihr Leben beruhte: die Lage inmitten eines gesegneten Landes an einem wichtigen Verkehrskreuz. Heute im Unglück ist diese Lage

noch wichtiger geworden; Gießen ist das geographische Zentrum des Hessischen Staates: rund 100 km trennen Gießen von Kassel im Norden, von Heppenheim im Süden, und auch auf der West-Ostachse Limburg—Fulda hält Gießen die Mitte. Indem sich Deutschlands politisches Schwergewicht nach dem Westen verschob und Frankfurt wie in der Karolingerzeit wieder zum Mittelpunkt Deutschlands wurde, ist auch Gießens Bedeutung gestiegen. So stark wie in unseren Hauptverkehrsadern pulsiert das Leben nicht in einem Todkranken; unsere Vaterstadt ringt schwer mit der Not, aber sie wird den Kampf gewinnen, wenn sie sich nicht selber aufgibt.

(Nach einem Vortrage, gehalten bei der 700-Jahrfeier der Stadt.)